

PETER
TREMAYNE
DER
BLUTKELCH

Historischer
Kriminalroman



atb

KAPITEL I

Schneetreiben hatte eingesetzt. Die schweren nassen Flokken schlugen ihnen kalt ins Gesicht, blieben hängen, nahmen ihnen die Sicht auf den Pfad neben dem Fluss und legten sich als weitere Schicht auf die bereits dick verschneite Landschaft. Die niedrigen Berge, die sie zu beiden Seiten des Stroms umgaben, verschwanden unter dem weißen Leichentuch, schon seit Wochen waren sie unter der Schneelast begraben. Kein Vogel ließ sich hören, noch sonst ein Tier, es hatten wohl alle beizeiten Unterschlupf gesucht. Über dem Heideland und den Bäumen hing eine merkwürdige Stille, selbst ihre Tritte dämpfte der Schnee, der dicht und weich unter ihren Füßen lag. Nur der Strom zu ihrer Rechten machte sich mit stetem Rauschen und Grollen bemerkbar, während er sich seinen dunklen, breiten und strudelreichen Weg durch die weiße Umgebung bahnte.

»Ist es noch weit?«

Der große, bärtige Mann, der voranging, verlangsamte nicht seine gleichmäßigen Schritte. »Nicht mehr weit!«, rief er, ohne den Kopf zu wenden. Seit sie die kleine Siedlung verlassen hatten, hatte sein Begleiter, der ihm nacheilte, schon mehrfach die gleiche Frage gestellt. Er war von schwächlicher Statur, etwa dreißig Jahre alt und hatte die dunkelbraune Wollkutte eines Mönchs um sich gezogen. Nicht zum ersten

Mal hatte der große, stämmige Führer im warmen Jagdmantel aus Dachsfell geduldig auf die Frage geantwortet, während sie auf dem Uferpfad dahinstapften. Es war später Nachmittag, und erst kurz zuvor hatte es zu schneien begonnen. Ehe noch die Landschaft im Flockenwirbel verschwand, hatte der Mönch besorgt zu den grauen Schneewolken hochgeschaut, die den Himmel im Osten verdeckten. Sie hatten sich düster drohend über der Bergkette zusammengeballt und verkündet, dass der Tag zur Neige ging und weiterer Schneefall bevorstand.

»Werden wir dort sein, bevor es dunkel ist?«, fragte er besorgt und versuchte, die schweren Flocken fortzuwischen, die ihm an Brauen und Lidern hafteten. Das Licht schien unwirklich, auch war es spürbar kälter geworden.

»Auf alle Fälle«, bestätigte ihm sein Führer. Dann lachte der Mann plötzlich vor sich hin und spöttelte mit seiner kehligen Stimme: »Sei unbesorgt, kleiner Bruder, dein Gott wird dich doch selbst in so einer Gegend wie der unsrigen auch nach Einbruch der Nacht beschirmen, oder nicht?«

»Mir kommt es lediglich darauf an, dass ich da, wo wir hinwollen, noch etwas sehen kann.« Seine Erwiderung klang steif, als müsste er sich verteidigen.

»Für einen von deinem Glauben ist es schon seltsam, gerade dort etwas sehen zu wollen.«

Der Mönch blieb ihm die Antwort schuldig, und der Jägersmann zuckte gleichmütig die Achseln. Es ging ihn ja nichts an, warum dieser fremde Pilger um seine Dienste als wegekundiger Führer gebeten hatte. Eigentlich war es Pater Audovald gewesen, der ihm aufgetragen hatte, dem Fremdling den Weg zu weisen. Pater Audovald war der betagte Priester der dem heiligen Martin geweihten Kapelle. Man achtete ihn als Vorsteher der kleinen Siedlung Bingium an

den Ufern des großen Flusses Renos. Er hatte Huneric gesagt, er wisse auch nur, dass dieser Mann früh am Morgen angekommen sei. Der Fremde sei auf einem der schweren, stromabwärts fahrenden Lastkähne angereist, sei an Land gegangen und habe nach einem Wegekundigen gefragt. Man hatte ihn zu Pater Audovald gebracht, und der hatte Huneric beauftragt, den Neuankömmling dorthin zu geleiten, wo er hinwollte.

Huneric stand im Ruf, ein Jäger zu sein, der jeden Fußbreit in den Wäldern und Hügeln entlang des Stroms kannte. Er hatte mehrfach den fremdländischen Mönch verstohlen beäugt und abzuschätzen versucht, woher er eigentlich war. Der Pilger war aus dem Süden gekommen, so viel wusste er. Trotz der Winterzeit war das Gesicht sonnengebräunt, aber der Mann hörte sich nicht so an und sah auch nicht so aus, als stamme er aus den südlichen Ländern am Mittelmeer. Die braunen Wangen hatten Sommersprossen, und das Haar, soweit Huneric es ausmachen konnte, war kupferfarben. Der Fremdling sprach fließend Latein, das war die Sprache, in der sie sich verständigen konnten, wenn es auch ein gepflegtes und altertümliches Latein war, verglichen mit der ungehobelten Umgangssprache, der sich Huneric bediente, wenn er mit den Galliern Handel trieb.

Der Pfad wand sich ein wenig landeinwärts und führte auf ein Waldstück zu. Lediglich der Umstand, dass der Schnee an den Rändern höher lag als in der Mitte, ließ erkennen, dass sie sich auf einem Weg befanden. Hin und wieder trat Huneric auf eine ältere, überfrorene Schneeschicht, die mit heftigem Knacken einbrach. Die Bäume boten wenigstens einigen Schutz vor den eisigen Schneeflocken, auch schien der Schneesturm abzuebben, sobald sie unter den weit ausladenden Zweigen waren. Sie kamen leichter voran. Doch

der Wald war kaum mehr als ein Gehölz, so war ihnen nur eine kurze Verschnaufpause vom Schneetreiben vergönnt.

»Wir müssen die Nava überqueren, gleich da vorn vor uns«, erklärte der Führer und befreite seinen Mantel vom Schnee mit Bewegungen ähnlich wie ein Hund, der sich Wasser aus dem Fell schüttelt. »Sie fließt rasch in den großen Fluss, den Renos, die Strömung ist reißend und voller Gefahren. Gottlob, gibt es eine alte Holzbrücke. Dort können wir rüber.«

»Noch ein Fluss, über den wir müssen?«, fragte der Pilger angstvoll stöhnend.

»Er ist nicht so breit wie der Renos. Ein alter Mann hat mir mal erzählt, dass die Gallier, die hier lebten, bevor die Leute von meinem Stamm kamen, den Fluss die Nava nannten, in ihrer Sprache bedeutete das so viel wie ›der wilde Fluss‹. Wir sind an der Mündung der Nava in den Renos«, erläuterte er noch unnötigerweise, denn das war dem Mönch bereits klargeworden.

Als sie aus dem Gehölz traten, hatte es aufgehört zu schneien, doch die Wolken hingen tief, dunkel und dräuend. Unversehens standen sie am Ufer eines schmaleren Gewässers, über das eine lange, wacklige Holzbrücke führte. Weiß und wütend schoss das Wasser darunter hin. Aufgewühlt und hoch aufsprühend stürzte es sich mit donnernder Gewalt in den breiten Strom und schuf dabei Strudel und Stromschnellen, die mit einem Boot zu durchqueren gewiss waghalsig war.

Der Fremdenführer blieb einen Moment stehen. »Der Renos windet sich durch die Höhenzüge, wie du siehst, und wendet sich hier mit fast scharfer Kehre nach Norden. Er durchzieht das Land wie eine breite Straße. Im Altertum haben die römischen Legionen ihre Via Ausonia, die Bin-

gium mit der Stadt Augusta Treverorum verband, hier an den Ufern des Stroms gebaut. Um die Straße zu sichern, wurde am Zusammenfluss ein Kastell errichtet.«

»Doch wo ist die Nekropole?«, erkundigte sich der Mönch ungeduldig. »Ist es noch weit bis zu der Nekropole?«

Nachdenklich runzelte Huneric die Stirn und fragte sich wiederum, woher kommt der Mensch bloß und warum will er eine längst aufgegebenene Nekropole der Römer sehen?

»Die Überreste der römischen Begräbnisstätte liegen hinter der Baumgruppe dort drüben am anderen Ende der Brücke. Es ist also nicht mehr weit. Los, aber nimm dich in Acht, wenn du über die Brücke gehst. Durch den Schnee dürfte der Holzbelag schlüpfrig sein.«

Die Warnung war mehr als berechtigt. Ein- oder zweimal kam der Mönch fast zu Fall, und nur sein Griff zum Geländer konnte ihn davor bewahren, auf den vom Schneematsch nassen Planken in voller Länge hinzuschlagen. Kaum hatte er die Brücke hinter sich, kehrte sein Vertrauen zu Huneric zurück, und er folgte ihm durch den knöcheltiefen Schnee. Die Schneeschicht hatte nicht alle Anzeichen einer ehemaligen Wohnsiedlung überdeckt. Mauerreste ließen ein verfallenes Kastell erahnen. Die großen Lücken in der Befestigung waren vermutlich entstanden, weil die Ortsansässigen Steine herausgebrochen und zu neuen Behausungen anderswo verwendet hatten. Ebenso waren Begrenzungen einer ehemals angelegten Straße auszumachen.

Huneric strebte einem weiteren Waldstück zu, dessen dunkles Laubwerk etwas Unheimliches an sich hatte. Der Mönch blickte hoch zu den Bäumen, die sich in ihrer Masse zu einem Festungswall auftürmten. Wie eine undurchdringliche Mauer standen sie vor ihnen, umrankt von Brombeergestrüpp, als hätte die Natur ihre eigene Abwehr gegen Ein-